Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 1 (1896-1897)
Heft: 4

Artikel: Litterarische Plauderei
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-309838

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

erteilt wird. Die Ordnung und Reinlichkeit in den Schulräumen und Korridoren habe ich überall erfreulich, die Disciplin, die bei der Lebhaftigkeit und Frühreife der Pariser Kinder gewiss nicht immer leicht ist, meist vortrefflich gefunden.

Es wird auch in allen Schulen, die ich sah, zielbewusst und tüchtig gearbeitet. Wenn mir etwas, namentlich beim Vergleichen mit einer guten schweizerischen Schule, unangenehm auffiel, so war es nicht der Mangel, sondern der Überfluss an Arbeit. Besonders den jüngeren Schülern wird nach meiner Ansicht das Mass zu voll gerüttelt. Das trat in geradezu peinlicher Weise zu Tage bei dem Institut, das ich Ihnen, verehrte Kolleginnen, zunächst vorführen will.

Auf der untersten Stufe der Leiter, die auf die Höhe der Volksbildung führt, stehen die *Ecoles maternelles* (Mutterschulen). Diese bilden — wie die socialen Verhältnisse einmal sind — eine Wohlthat für die ärmere Bevölkerung, wo es der Mutter nicht möglich ist, Tags über ihrer Kleinen zu warten. Die Kinder werden schon vom zweiten Jahr an aufgenommen und werden behalten bis zum Eintritt der obligatorischen Schulpflicht. Von morgens 8 Uhr bis abends 7 Uhr können sie in der Schule bleiben. Ihr Mittagessen bringen sie entweder mit, oder es wird ihnen auf Gemeindekosten ein Teller Suppe und ein Stück Fleisch verabreicht.

So segensreich diese Ecoles maternelles wirken könnten, so leiden sie an einem grossen Fehler, nämlich an einer ganz unvernünftigen und masslosen Überbürdung. Da wird den ganzen Tag geschulmeistert, Lesen, Schreiben, Rechnen doziert, ja sogar „des notions d'histoire naturelle, de géographie et d'histoire nationale“ werden den 2—6jährigen Kleinen beigebracht. Anstatt zu spielen und leichte, ihrem zarten Alter angemessene Beschäftigungen zu üben, müssen die armen Würmer in der engen Schulbank sitzen. Die Lehrerinnen an jenen Schulen, die ich getroffen, waren mit Fröbels Grundsätzen wohl vertraut und bedauerten, dass ein unerbittliches Reglement ihnen nicht Raum lasse, dieselben anzuwenden.

(Schluss folgt.)

Litterarische Plauderei.

Seitdem vor mehr als hundert Jahren Herder in seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ den Deutschen in zusammenfassender Weise Dichtungen aus allen Zeiten und Zonen erschlossen hat, ist das Interesse für das Geistesleben und die Kulturarbeit auch der aussereuropäischen Völker in hohem Masse geweckt und verstärkt worden. Und mit Recht! Ist doch die Poesie so recht eigentlich die Weltsprache, und besitzen die Germanen ganz besonders die Fähigkeit, sie zu verstehen und zu würdigen, — das Poetische auch in eigenartiger Form zu empfinden! —

Nun haben uns die Forschungen eines Johannes Scherr, die Sammlungen eines Julius Hart u. a. neue Horizonte eröffnet, aber auch die alte, stets neu überraschende Erkenntnis gebracht, dass es nichts „Neues gibt unter der Sonne“, und wir werden in Zukunft, wenn wir an Weltschmerz kranken, dies unsern gebildeten Bekannten sorgfältig verbergen, könnten sie uns doch sonst beschuldigen, die alten Inder oder Azteken nachahmen zu wollen. Nein man wird recht bescheiden und fühlt gar nichts mehr vom modernen Übermenschen in sich, wenn man sieht, dass in Nord und Süd, in Ost und West, und wo nur die Sonne leuchtet, die Menschen zu allen Zeiten gefühlt, gestrebt, gelitten und sich gefreut haben, wie wir Kinder des Maschinenalters, und wie jeder Gedanke, auch der, von dem wir kindlich naiv geglaubt, er sei vor uns noch nicht gedacht worden, sondern verdanke uns seinen schüchternen Ursprung, schon lange und viel klarer und schöner ausgedrückt worden ist, vielleicht von dem Kinde eines Volkes, das wir mitleidig als uncivilisiert taxiert haben. Dann ist es auch lehrreich, z. B. den Ton der Ehrerbietung, mit dem heutzutage der Bengel seinen Eltern begegnet, zu vergleichen mit den Liedern, in denen die Chinesen Vater und Mutter preisen. — Ja, die Chinesen! — Sie leiden nicht an übergrosser Phantasie, und ihre Litteratur ist im ganzen arm und nüchtern. Ihr Ideal ist der Staat, also ist ihre Poesie etwas büreaukratischer Art. Aber eine Saite klingt hell: es ist die Treue in der Familie, der Familiensinn. Seitdem um's Jahr 3000 v. Chr., wie die Sage erzählt, von den Hochgebirgen Asiens ein Volk hinab in die Niederungen Chinas stieg, wurde die Ehe eingeführt und war es der Eltern heilige Pflicht, ihre Kinder zu erziehen, und in noch höherem Masse der Kinder Verpflichtung, für das Alter der Eltern zu sorgen. — Und wenn auch in der alten Liedersammlung, dem Schi-King (vor Konfucius entstanden) die Weisen, die heroisch tönen sollen, uns ein schwaches Lächeln abnötigen, so können wir nicht anders als uns erwärmen, wenn mit Würde oder Anmut, mit Scherz oder Elegie uns ein fein gemaltes Bildchen des altchinesischen Familienlebens gezeigt wird. Da klagt über des Gatten lange Entfernung die traurige Gattin:

„Seitdem mein Held gen Osten strich,
Mein Haupt dem Wellenkraute glich.
An Salben fehlt es mir ja nicht,
Doch wem zu Liebe schmückt' ich mich?
Ja, hätt' ich des Vergessens Kraut,
Wohl hinter'm Hause pflanzt' ich's ein;
Doch meines Helden dächt' ich stets,
Mög' auch mein Herz voll Wehe sein.“

An anderer Stelle ist der entblätterte Maulbeerbaum dem Sänger ein Bild seiner Heimat, die er liebt, und deren Verfall er nicht hemmen kann:

„Es ist mein Kleid, als wie dein Kleid,
Und Sitt' und Brauch sich gleichen;
So sollt' uns auch dasselbe Leid
Im selben Land erreichen.
Es war wohl schwer des Reiches Last
In langen tausend Jahren;
Du bist dem Himmel wohl verhasst,
O Volk mit schwarzen Haaren."

Dort zeigt ein Lied uns einen Krieger, der nach der Schlacht, aber noch nicht beendetem Kriege, auf einen steilen Berg steigt und hinausblickt in die Ferne, ob er nicht seines Vaters Haus, seiner frommen Mutter Hütte sehe, denn die Eltern sehnen sich nach ihm und denken Tag und Nacht nur an seine Heimkehr. Am rührendsten aber ist die Kindesliebe geschildert; da stammt z. B. aus dem 6. Jahrhundert n. Chr. eine Romanze, die eine gute Tochter verherrlicht. Aus Aufopferung für ihren Vater hat sie 12 Jahre lang harte Kriegsdienste geleistet und keinem Menschen verraten, dass sie ein Mädchen war. Hätten wir uns je eine Vorläuferin der französischen Heldenjungfrau beim Volke des Zopfes und der Lackwaren träumen lassen? Mit nichten! Gerne würde ich das Gedicht[1]) hinsetzen, wenn der Raum langte; vielleicht bekommen Sie aber auch ohnedies Lust, selber aus dem grossen Garten der Weltlitteratur zu pflücken; denn wie herrlich werden nicht erst Persiens Rosen duften oder des Ganges leuchtende Lotosblumen! ***

Kongress für die Interessen der Frauen.

Eine Erinnerung an den 8.—12. September in Genf. Von Frl. Dr. Bayer.

(Schluss.)

Nachdem der wohlverdiente Beifall gespendet worden ist, erteilte Herr R. das Wort Frl. Camille Vidart, der von Natur prädestinierten Vorsitzenden des Kongresses. Wir übergehen die übliche Einleitung und gehen gleich auf den Kern dieser Rede los. Der Genfer Kongress sollte sich auszeichnen durch seine durchaus praktische Art. Frl. Vidart sprach die Hoffnung aus, dass niemand sich täuschen werde über den Sinn, den sie den Interessen der Frauen geben möchte. Dieser Ausdruck deckt sich auch nicht im Entferntesten mit einer Anspielung auf die sog. Rivalität der beiden Geschlechter, die schon so schwere Missverständnisse verursacht hat. *„Die einzigen wahren Interessen der Frauen sind diejenigen der Familie, des Vaterlandes und der Menschheit!"* Das ist die Proklamation des Genfer Kongresses in wenigen, klaren Worten. Wenn man noch ganz getrost die kleine Variation hinzu setzen dürfte: die einzigen, wahren Interessen auch der Männer sind diejenigen der Familie, des Vaterlandes und der Menschheit — dann könnte endlich die hinkende Menschheit auf-

[1]) Das betreffende Gedicht „Die gute Tochter" steht in der köstlichen Gedichtsammlung „Orient und Occident" von Julius Hart.